

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

19.12.1926 (No. 51)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 51



19. Dez. 1926

Karl Preiendanz / Wilhelm Brambach.
Zu seinem 85. Geburtstag.

Als Wilhelm Brambach am 8. Juli 1872 die Nachfolge J. Chr. Dolls in der Leitung der Karlsruher „Hof- und Landesbibliothek“ antrat, erst 14jährig, war der Wissenschaft sein Name längst bekannt. Er hatte in Bonn klassische Altertumskunde in ihren sämtlichen Zweigen studiert, und das als begeisterter Schüler Friedrich Ritschls im eigentlichen Sinn des Wortes „studieren“. Zu diesem unvergleichlichen, in Scharfsinn und Leistung einzigen Meister bekannte sich Brambach mit dem Stolz, der Leidenschaft und vollen Hingabe der Jugend in zwei frühen Schriften, die in dem verächtlichen Streit zwischen Ritschl und Otto Zahn ihre Entstehung gefunden hatten (1865). „Das Ende der Bonner Philologischen Schule“ und „Friedrich Ritschl und die Philologie in Bonn“: beide Kampf- und Abwehrschriften sind aus der Not des Augenblicks geboren, äußerst impulsiv und doch besonnen, scharf und schneidig im Ton, überzeugend in der Beweiskraft, im klaren Stil ganz auf Lessing gestellt, der für Ritschls wie Brambachs wissenschaftliche Methode und sprachlichen Ausdruck als unmittelbares Vorbild erscheint.

Selbständige Forscher mit weitem Blick zu entdecken und heranzubilden, war eine von Ritschls glänzenden Gaben. Eine große Reihe bedeutendster Gelehrter ist aus seiner Bonner und Leipziger „Schule“ hervorgegangen: tüchtige Schulmänner, berühmte Universitätslehrer, namhafte Bibliothekare. Als Oberbibliothekar hat Ritschl selbst die Reform der verwahrlosten Bonner Universitätsbibliothek durchgeführt; ihr hat er durch Jahre einen Hauptteil seiner Arbeitskraft geschenkt, für sie hat er nicht wenige aufstrebende Talente herangebildet. In ihrer ersten Linie steht Wilhelm Brambach. Schon 1862 war er Amanuensis, 1863 Assistent der Bibliothek, herangewachsen unter Ritschls Augen, früh gereift durch dauernden persönlichen Verkehr mit ihm, der für alleseitige Auszubildung seiner Jünger in Kolleg und Gespräch unermüdet Sorge trug. Stand auch lateinische Sprache und Literatur im Mittelpunkt des Studentkreises der Ritschlianer, keiner der anderen wissenschaftlichen Zweige der Altertumskunde wurde vernachlässigt. Ritschl selbst mit starkem Sinn für Musik, Natur und Schönheit bedacht, führte seine Schüler glücklicher „Humanitas“ zu: Erwin Rohde, Friedrich Nietzsche, Jacob Vernays, Hermann Wener, Franz Bücheler, Wilhelm Brambach sind nur wenige aus der großen Zahl der Jünger, an denen der Meister sein Ideal verwirklicht hat. In engeren Grenzen, wie natürlich, bewegten sich die wissenschaftlichen Erstlingsarbeiten Brambachs. Ein Abschnitt aus der spätrömischen Konsulatsgeschichte lieferte Stoff zur Doktorarbeit (1864); die römischen Inschriften, Ritschls besondere Lieblinge, beschäftigten auch den Schüler für die Lern- und Entwidlungsjahre. Kleinere Beiträge zur Inschriftenkunde entstanden früh, auch die Bonner Habilitation Brambachs stand in ihrem Zeichen, und schon erschien 1866 das große Sammelwerk, das sämtliche römischen Inschriftendrucke des Rheinraumes, über zehntausend Dokumente, zusammenstellte in einem epigraphischen Urkundenbuch, das bis heute die maßgebende Quelle für diesen Teil der deutschen Vorgeschichte blieb und weiter bleiben wird. Ein Werk voll Selbstenttäuung, gefüllt mit Unmengen neuen und alten, frisch gesichteten und kritisch geprägten Materials, ein Beweis für des jugendlichen Bearbeiters wissenschaftliche Größe und eminente Arbeitskraft, ist das Corpus der rheinischen Inschriften erwachsen als „Heilmittel des Vergessens“: des fanatisch geliebten

Meisters Weggang nach Leipzig ertrug Brambach nur schwer. Wie hoch Fr. Ritschl diesen Schüler selbst einschätzte, zeigt das Vorwort, mit dem er das wichtige, von ihm anaerete Opus begleitete. Die alte Bonner Schule war zerstreut. Auch Brambach schied, als er schon 1866 einen Ruf als a.o. Professor nach Freiburg i. Br. erhielt. Die Rheinischen Inschriften enthalten bereits einen Abschiedsgruß an den Freund Anton Klette. Auch nach der Ueberführung an die badische Universität blieb Brambach zunächst den alten Studien treu; mit einer Abhandlung über „Baden unter römischer Herrschaft“ führte er sich dort ein; er lieferte mit ihr einen unentbehrlichen Baustein zur badischen Heimatgeschichte. Auf sie und ihre Literatur immer wieder zurückzukommen und die Kenntnis ihrer verschiedensten Epochen durch wertvolle Beiträge aus eigener Forschung zu bereichern, hielt Brambach für Ehrenpflicht. Auch hier hat er nie eine Frage nur im Vorübergehen behandelt, immer ist er den Problemen, wie es dem Jünger der Bonner Schule zutraf, auf den letzten Grund nachgegangen, mochte es sich um eine Ablaskfälschung aus Verona mit dem Namen eines altbadischen Markgrafen handeln oder um die Geschichte des badischen Kriegsgeldes im Wandel der Zeiten. Ueberall, im kleinsten wie größten, steht Brambach da als wissenschaftlicher Pfadfinder und Entdecker.

So auch in seinen Forschungen über die lateinische Rechtschreibung, mit der es damals ziemlich schlecht bestellt war. Eine gewisse Norm gab es nicht, und so machte sich Brambach auf Ritschls Anregung hin an die Aufgabe, die wichtigsten orthographischen Fragen zunächst wissenschaftlich mit viel Geist und Humor zu behandeln (1869), um dann seine Ergebnisse im lexikalisch angelegten „Hilfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung“ (1876) zum Gebrauch in Schulen und Universitäten niederzulegen. Noch heute leistet es dem praktischen Schulmann nie versagende Dienste. Aber das und anderes waren für ihn nur Arbeiten, die gerade am Weg lagen, zeitraubende, gründliche Parerga. Mit voller Kraft und persönlicher Hingabe hat er ein ganz anderes Gebiet bebaut, das an Geist und Wissen wesentlich höhere Anforderungen stellte: die Geschichte der alten Musik und ihrer sichtbaren Hilfsmittel, der Noten und Tonzeichen, beschäftigte Brambach schon früh; und er hat sich in ihrer Erforschung und Kenntnis, soweit sie der Nachwelt überhaupt mßlich ist, zu einer der bedeutendsten Autoritäten ausgebildet*). Wie kaum ein anderer, war er in die spärlichen Reste der antiken Musik eingedrungen. Er hat schon 1869 in den „metrischen Studien zu Sophokles“ seine wissenschaftlich klar begründeten Anschauungen von den rhythmischen Formen des Musikdramas niedergelegt; er machte sie allgmein nutzbar, als er die „Sophokleischen Gesänge“ in metrischer Erklärung für den Schulgebrauch herausgab; und glänzend in Scharfsinn und Klarheit führt er in seinen „Rhythmischen und metrischen Untersuchungen“ (1871) ins Wesen der Musik und Rhythmik ein. Ein Werk, das Seite um Seite neben der absoluten Meisterhaftigkeit des Theoretikers alter und neuer Musikwissenschaft die außerordentliche musikalische Anlage Brambachs beweist, ohne die ein so liebevolles und unerhittliches Eindringen in die spröden Bruchstücke antiker Musik gar nicht denkbar wäre. Gesteigerte Fortsetzung und harmonischen Ausbau fanden diese schwierigen Studien mit Brambachs Ueber-

*) Vgl. Hugo Riemanns Musik-Lexikon, 8. Aufl. 1916 S. 134 b.

siedlung an die Hof- und Landesbibliothek Karlsruhe. Hier lagen, noch völlig unausgenutzt, die Handschriften der aufgehobenen Klöster. In überwiegender Zahl dienten sie einst dem praktischen Gebrauch der Kirche; wertvolle Dokumente des alten Kirchengesangs gibt es unter ihnen, Tropare, Hymnarien, Antiphonare, Psalterien, und niemand war da, der sie richtig verstand und zu werten wußte. Auch Alfred Holder, der seit einigen Jahren an der Bibliothek arbeitete, lagen diese Dinge damals noch fern. Ihn fesselte vor allem die eigentliche Schriftkunde, das Palaeographische, in seinen Pergamenten. Aber doch entwickelte sich in den kommenden Jahrzehnten ein äußerst reages Zusammen- und ineinanderarbeiten beider Gelehrten, so wenig sie sich, der nur rezeptive, reproduzierende Holder dem lediglich produktiven, schöpferischen Brambach, innerlich verwandt sein mochten. Tief drang jetzt Brambach in die handschriftliche Ueberlieferung der Kirchenmusik des Mittelalters ein. Zwei Werke von epochenmachender Bedeutung für die Musikgeschichte bilden den Niederschlag dieser Quellenforschungen. Zunächst „das Tonsystem und die Tonarten des christlichen Abendlandes“ (1881); hier bringt der Forscher die Zusammenhänge der griechisch-römischen und der mittelalterlichen Musik in ursächliche Beziehungen, eine resultatreiche Erstlingsarbeit; man wird sich klar über Ursprünge und Namen der Kirchenläute; die schwierigen Verhältnisse und verschiedenen Behandlungen des Tetrachordsystems werden energisch angegriffen, und die Stellung bedeutender Musiktheoretiker, wie Hucbalbs, Hermanns d. Rahmens und Berns von der Reichenau zur herrschenden Kompositionstheorie gelangt zu quellenmäßiger Untersuchung. Den beiden letzten dieser Musiken hat Brambach besondere Monographien gewidmet: Mit Berns Theorie wird mit Hilfe der Karlsruher Handschrift 504 scharfsinnig ermittelt und zum erstenmal klargestellt; das Studium von „Hermanns Musica“ (1884) brachte das schöne Ergebnis, daß ein deutscher Gelehrter auf Reichenau eine selbständige Theorie des Tonsystems erdacht hat: Hermannus stellte neuerlei Tonfolgen vom Gleichklang bis zur großen Sexte auf. Das zweite grundlegende Werk, „Die Musikliteratur des Mittelalters“ (1883) bringt eine kritische Sichtung des Materials über die wichtigsten älteren Musiktheoretiker und bespricht ihre Bedeutung von Boethius (500 n. Chr.) bis zum Priester Hucbalb (900) nach positiver und negativer Seite.

Die Reichenau stand durchweg im Mittelpunkt aller dieser Studien. Wie Holder die Schreibkunst, so führte Brambach die Musikwissenschaft immer wieder zur Bodenseeinsel hin. Die Praxis ihrer Musiker- und Kompositionsschule fand eine klassisch vollendete Darstellung in den Beiträgen zur Geschichte der Gelehrsamkeit und zur Kenntnis mittelalterlicher Musikhandschriften, in der „Reichenauer Sängerschule“ (1888). Was die musischen Benediktiner der Augia Divas leisteten, konnte Brambach an der damals noch wenig beachteten Antiphonarhandschrift, Reich. LX, praktisch zeigen: er hat die hohe Bedeutung dieses im 12. Jahrhundert angelegten Codex als erster nachgewiesen. In ihm fand er auch Hermanns d. Rahmens „Historia“ der hl. Maria, d. h. das ganze Gefüge von Responsorien und Antiphonen, die zur musikalischen Feier der Heiligen gehörten. In vorbildlicher Uebersicht hat er die Komposition zergliedert und beschrieben, ihren Text veröffentlicht und

im farbigen Lichtbild wiedergegeben (1892). Und gleichzeitig verfolgte er die Entwicklung der berühmten, oft besprochenen Marien-Antiphon „Salve Regina“; durch Beobachtung ihrer musikalischen Elemente konnte er mit Sicherheit sagen: die alte Vermutung, Hermann d. Rahme sei ihr Urheber, wird durch die Musik, durch die Verhältnisse ihrer Intervalle bestätigt.

Aus der Beschäftigung mit dieser Literatur gingen im Laufe der Jahre eine ganze Reihe bedeutungsvoller, kleinerer und größerer Arbeiten hervor; die allgemein fahliche Darstellung der Einrichtung und des Wesens einer wichtigen Gattung von Kirchenbüchern gibt Brambach im „Psalterium“ (1887), und angeregt von ihm, unterstützt von ihm, hat Hugo Ehrensbeger sämtliche liturgischen Codices der Landesbibliothek inventarisiert in seiner „Bibliotheca liturgica“ (1889), die, in Brambachs Sinn gehalten, zur technischen Bestimmung solcher Literatur dem Handschriften-Bibliothekar und Fachmann auf diesem Gebiet zum unentbehrlichen Handbuch geworden ist. Eine schwierige, umstrittene Frage der Kirchenmusikgeschichte löste Brambach auf bibliographischem Weg in seiner scharfsinnigen Schrift „Gregorianisch“ (1895, 2. Aufl. 1901); er erwies Papst Gregor I. als Autor der unter Karl d. Gr. gebäulich gewordenen Antiphonensammlung, gestützt auf einleuchtende, literarische, musikalische und rein philologisch-kritische Momente. Ein äußerst wichtiges Werk entstand über all diesen Arbeiten: die handschriftlichen Verzeichnisse aller Anfänge von Bibellektionen und Antiphonen, wie sie der Gottesdienst des Mittelalters verwendete. Sie ermöglichten dem Bearbeiter von zusammenhanglosen Bruchstücken aus liturgischen Büchern, solchen Fragmenten fast mechanisch, ohne allzu großen Zeitverlust, ihre Stellung im Kirchenjahr zu ermitteln. Brambach hat dieses Werk dem Freund Alfred Holder geschenkt zur Erleichterung seiner Arbeiten für den Katalog der Reichenauer Handschriften.

Das alles aber macht nur einen Ausschnitt aus der rein wissenschaftlichen Tätigkeit W. Brambachs aus. Und schon dieser Bruchteil zeigt die ungehemmt fließende, unverfälschte Schöpferkraft dieses Gelehrten, der ein langes Forscherleben hindurch, in bewundernswürdiger Konzentration seinen ganzen Willen auf das eine Ziel: die Wissenschaft zu fördern, richtete. Ein eifriges Wollen, gepanzert gegen alle zertrennende Ablenkung, ein gewaltig aufgespeichertes, in Nitschls Schule erworbenes, in bibliothekarischer Tätigkeit dauernd wachsendes Wissen, befähigten ihn zu höchsten Leistungen. Und seine wissenschaftliche Arbeit wieder, sie ist nur neben der dienstlichen für die Bibliothek hergegangen. Hier war er Reformator im eigentlichen Sinn; er hat die „Hof- und Landesbibliothek“ nach ihrem Umzug ins neue Haus am Friedrichsplatz völlig neu aufgebaut, den Bedürfnissen der Neuzeit angepasst. Und er hat mit dieser Neuorganisation Friedrich Nitschls bibliotekarische Gedanken von Bonn nach Karlsruhe übertragen. Auch auf diesem Gebiet ist Wilhelm Brambachs Werk unvergänglich: auf ihm beruht der Ausbau der Bibliothek bis heute; seine Grundlagen können kaum je erschüttert werden. Als Organisator wie als wissenschaftlicher Forscher und Bahnbereiter steht er, der jetzt fünfundachtzigjährige, für immer groß, in vielem unerreicht da.

H. Kraemer / Familiengeschichtliches.

Mit den langen Herbst- und Winterabenden stellt sich ungerufen das Bedürfnis ein zum Lesen und damit auch die Frage nach einem guten Buche. Viel Beachtung finden erfreulicherweise gerade in den letzten Jahren Werke, die die Kenntnis der Heimatgeschichte vermitteln. Und das ist kein schlechtes Zeichen; denn nur wer sich in der Heimat und ihrer Vergangenheit auskennt, wird sie schätzen und lieben lernen, wird ihr die Treue bewahren.

Dann in Hand damit geht aber auch unabwetzbar die Frage nach der Herkunft der eigenen Familie, nach seinen Vorfahren. Auch auf diesem Gebiete macht sich ein fröhliches Schaffen bemerkbar. Ueberall sehen rührige Kräfte ein, um dieser Frage näher zu kommen.

Woher erfährt nun der gewöhnliche Sterbliche die erste zuverlässige Mitteilung über seine Familie, seine Geschwister und seine nächsten Anverwandten? Den ersten Aufschluß werden in den meisten Fällen wohl Eltern und Großeltern zu geben imstande sein. Mit das jedoch, zum Beispiel infolge frühzeitigen Todes derselben, unmöglich, dann erhält der Frager gewiß Auskunft bei seinem heimatischen Pfarramt oder dem zuständigen Standesamt. Dabei darf nicht übersehen werden, daß in Deutschland erst durch das Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 Zivilstandsbücher eingeführt wurden. Die kirchlichen Standesbücher — Kuraweg die Kirchenbücher — reichen in unserer engeren Heimat meistens bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück. Dr. Hermann Franz hat in einer außerordentlich interessanten und wertvollen Arbeit, die als Ergänzungsheft 1 des Jahrganges 1912 der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines erschienen ist, alles Wissenswerte zusammengestellt über Alter und Bestand der Kirchenbücher, insbesondere im Großherzogtum Baden mit einer Uebersicht über sämtliche Kirchenbücher in Baden. Für einige Orte mögen daraus die Daten der Entstehung ihrer Kirchenbücher hier angeschlossen werden: Karlsruhe 1715 (evang.), 1738 (kath.), — das Taufbuch des Hofes und der Dienerschaft reicht bis zum Jahre 1638 zurück —; Durlach 1690 (evang.), 1809 (kath.), Bruchsal 1689

(kath.), 1804 (evang.), Bretten 1665 (evang.), 1699 (kath.), Graben 1645 (evang.), Philippsburg 1581 (kath.), 1870 (evang.), Ettlingen 1689 (kath.), 1847 (evang.), Malch 1680 (kath.), Durmersheim 1660 (kath.), 1849 (evang.), Nastatt 1648 (kath.), 1775 (evang.), Baden-Baden 1689 (kath.), ein älteres Kirchenbuch verbrannte i. J. 1689), 1832 (evang.) Rotenfels 1614 (kath.), Wernsbach 1579 (evang.), 1661 (kath.), Forbach 1621 (kath.), Schwarzbach 1612.

In den rechtsrheinischen Sprengeln der Bistümer Straßburg und Speyer beginnen die Kirchenbücher erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Allerdings haben die zahlreichen kriegerischen Ereignisse und Verwüstungen im 17. Jahrhundert, verheerende Brände und rücksichtslose Plünderungen mancherorts tiefe Lücken gerissen in die Bestände der Archive; trotzdem gelingt es dem unverbrossenen Forscher häufig, wenn auch nicht ganz lückenlose Aufstellungen anzufertigen, so doch für viele Jahrzehnte die Familienangehörigen sicher zu ermitteln. Damit ist schon viel gewonnen. Steht ihm dann eine reiche Erfahrung zur Seite über das Auftreten eines bestimmten Familiennamens auch an anderen Orten, dann ist es ihm oft leicht möglich, mit dieser Hilfe an einem anderen Orte, dessen Standesbücher ein höheres Alter besitzen, mit einiger Aussicht auf greifbare Ergebnisse weiter vorzustößen. Oft will es auch der Zufall, daß der älteste Träger eines Namens in einem Orte, dessen Kirchenbücher meinetwegen nur bis 1750 gehen, aus einem Nachbarorte stammt, der wesentlich ältere Standesbücher sein eigen nennt. Auf diese Weise läßt sich dann die Abnennreihe ein gutes Stück vorwärts bringen.

Können archivalische Ergebnisse durch Einschaltung von mehr oder minder wichtigen Erinnerungen persönlicher Art aus dem Munde älterer Familienangehörigen noch ergänzt und bereichert werden, dann belebt sich die trodne Tabelle und wird noch interessanter. Sicherlich wird dann die jetzt lebende Generation und jede kommende sich bemühen, die Familiengeschichte durch eigene Aufzeichnungen zu vervollständigen und sie mit Lust und Liebe weiterzuführen.

Zur einwandfreien Feststellung des Heimortes unserer Ahnen genügt in den seltensten Fällen die Durchsicht der einen oder anderen Kategorie der Kirchenbücher, im allgemeinen ist dazu eine gewissenhafte Durchforschung sämtlicher Standesbücher erforderlich. Vielfach geben auch die angeführten Zeugen oder Paten, deren Wohnsitz in der Regel erwähnt ist, wertvolle Fingerzeige zur Auffindung des Ursprungsortes. Bei einer derartigen Arbeit wird der Forscher mit steigender Befriedigung beobachten, daß die kirchlichen Standesbücher weit über ihren ursprünglichen Charakter hinaus eine Fundgrube für Profan- und Kirchen-, auch für die Kultur- und Sittengeschichte darstellen.

Was soll ich mit einer Familiengeschichte? Warum die lieben Toten nicht ruhen lassen? Auf solche Fragen gibt es nur die eine Antwort, daß es nicht von Anfang an ein ausschließliches, patentiertes Vorrecht der gesellschaftlich höher gestellten Schichten, des Adels und der Fürsten war, etwas Tüchtiges in der Welt zu leisten; manchmal hat auch der oder andere deiner Vorfahren etwas Großes gewollt oder geschaffen, das sich ebenso gut sehen lassen kann und, in seiner Auswirkung und Bedeutung gemessen, wenn auch nur in dem engeren Rahmen einer kleineren Dorf- oder Stadtgemeinde, in seinem Werte vollaus bestand in den Augen seiner Mitmenschen, sei es in der Eigenschaft als Schultheiß oder Bürgermeister, als Lehrer und Organist, als Waldhüter oder Gemeinderichter u. ä. Aemtern und Posten.

Solche Wahrnehmungen dürfen auch den späteren Familienangehörigen mit berechtigtem Stolz erfüllen. Häufig kommen ganz merkwürdige und überraschende Dinge bei solchen Forschungen zutage. Es ergibt sich z. B., daß in einer Familie auf mehrere Geschlechter hinaus ein bestimmtes Handwerk bevorzugt wurde, in einer anderen, daß mit Vorliebe ein gewisser Knaben- oder Mädchennamen immer wiederkehrt, daß Großvater, Vater und Sohn in ununterbrochener Reihenfolge die Bürgermeisterwürde bekleiden, daß mehrere Glieder hintereinander den Lehrer des Ortes stellen.

Wer seinen Ahnen nachgehen will, suche vielleicht zuerst in alten Familienbüchern, Gebet- und Gesangbüchern; darin stehen oft wertvolle Angaben über Familienmitglieder, ihre Geburtstage oder über sonstige wichtige Begebenheiten aus ihrem Leben, über Hochzeiten, Krankheiten, Todestage und ähnliche Vorkommnisse freudiger oder ernter Natur.

Nach wenn vergilbte Blätter oder verährte Urkunden fehlen, braucht der Eifrige nicht zu verzagen; denn schließlich gibt es in jedem Orte einen Gottesacker, dessen Holzkreuze oder Grabsteine ihm in der Regel untrüglichen Bescheid geben können. Unverrückbarer Grundfab bei solcher Beschäftigung soll sein, daß man nur die Namen in den Stammbaum einträgt, die sich urkundlich belegen lassen. Dazu helfen auch die Angaben in Chroniken. Der

sicherste Weg zum Erfolge führt wohl von der eigenen Person aus über Vater, Großvater und Urgroßvater rückwärts. Nichts, auch die unscheinbarste Mitteilung, die sich in Kirchenbüchern, Stadtrechnungen, Ortsgeschichten oder auf Grabsteinen aus dem Leben der Vorfahren findet, darf außer acht bleiben, auch mündliche Ueberlieferung nicht, ebenso Anekdoten, Photographien von Ahnenbildern u. a. m.

So betrießen, macht das Nachforschen viel Freude, die mit dem Finden wächst. Aber zum Erfolge gehören auch einige selbstverständliche Voraussetzungen. Die Kirchenbücher sind nämlich bis zum Jahre 1810 in lateinischer Sprache abgefaßt. Zu einer Aenderung bedurfte es erst der großherzoglichen Verordnung vom 22. Dezember 1809, welche verlangte, daß die Kirchenbücher — Geburts-, Ehe- und Totenbücher — vom 1. Januar 1810 allgemein in deutscher Sprache geschrieben, zur Erleichterung des Nachschlagens mit Registern versehen und ganz nach der Vorschrift, wie sie in dem Regierungsblatte Nr. 53 vom 27. Dezember 1809 gegeben ist, eingerichtet werden. Von dieser Zeit werden die Einträge ausführlicher und genauer, auch zuverlässiger in der Rechtschreibung. Gerade das letzte Moment ist ein Kapitel für sich. Die große Unsicherheit in dieser Beziehung erschwert für frühere Zeiten das Studium ungemessen, fast noch mehr als die individuellen Schriften, um es gelinde zu sagen. Ungerecht wäre es jedoch, wollte man nicht anerkennen, daß verschiedene Standesbeamten — das gilt fast ausnahmslos für die Klosterbrüder, die in der Seelsorge ausstatten — über eine geradezu künstlerische Handschrift verfügen, nur schade, daß sie weitaus in der Minderheit blieben. Kommt zu diesen Nachteilen noch schlechte Tinte und geringe Qualität des Papierses, dann wird das Entziffern zur Qual.

Dem Anfänger mag noch willkommen sein, einige literarische Hilfsmittel zu erfahren, die ihm die Arbeit erleichtern helfen. Es sei nur hingewiesen auf die verschiedenen Aufsätze von Dr. Ludwig Knoch in Gaienhofen, einem der ersten Bearbeiter auf familienhistorischem Gebiete in Baden, auf das „Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung“ von Friedrich Becken (ca. 6 Mk.) und auf das „Praktikum für Familienforscher“, herausgegeben von Oswald Spöhr (etwa 15 Mk.). Beide Werke sind erschienen im Verlage von Degener & Co. in Leipzig.

Das mag sich jeder Anfänger gesagt sein lassen, daß eine derartige Beschäftigung die Geduld zeitweise auf eine harte Probe stellt. Aber der Erfolge wird sicher sein, und diese verheißungsvolle, lockende Aussicht mag ihm über manche Nöte hinweghelfen. Für uns alle aber behält das Goethe'sche Wort seine Richtigkeit:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
An's Ende dieser schönen Kette sich geschlossen sieht!

Franz Hirtler

Nuhm. Novelle.

Als der Schnellzug sich in Bewegung setzte, schaute Gregor Magnus noch einmal zum Fenster seines Abteils hinaus und winkte dem seriösen Herrn, der respektvoll den Hut zog, einen Abschiedsarab zu.

Der Bahnsteig glitt vorüber. Fanatisch ihre Taschentücher schwenkende Mädchen standen am letzten Ende, ein hübscher Anblick. Gregor Magnus nickte ihnen zu, als gälte ihm ihre Guldigung. Dann kamen die Rückseiten grauer Vorstadthäuser.

Langweilige, Langweilige, wie alles in dieser Stadt, dachte er. Gottlob, daß ich endlich den Doktor Ehrmann los bin, der mich mit seiner Verehrung belästigte. Gewiß, ein tüchtiger Geschäftsmann ist er, dazu ein gelehrtes Haus, wie man es unter den Buchhändlern selten findet. Aber er spricht von mir, wie wenn ich schon fünfzig Jahre tot wäre und er ein Kolleg über mich abstellte...

Endlich wandte er sich vom Fenster ab, nahm ein Bündel Zeitungen aus der Tasche seines Ueberziehers und wollte schnell nachsehen, was die Blätter über seinen gestrigen Vortragsabend geschrieben. Der Beifall war stürmisch gewesen, das konnten sie nicht unterdrücken. Den ersten Akt seines neuen Schauspiels hatten die guten Leute vielleicht zu lähn gefunden, aber bei den Gedichten und der Novelle waren sie ganz im Banne seiner Worte gewesen. Dafür hatte er allmählich, seitdem er Vortragsreisen machte, ein höheres Gefühl bekommen.

Er las und sah bald, daß man ihn hier auch nicht besser verstanden hatte als anderswo. Eitelkeit der Berichterstatter, die ähliche Verehrungsstimmung mit geistreichenden Bemerkungen. Er fand nichts, das ihn und seine Angelegenheiten berührte. Das war noch langweiliger als die Literatursprache mit dem Buchhändler Dr. Ehrmann, der den Vortragsabend veranstaltet und ihn als Gast in seiner Villa aufgenommen hatte. Wo waren denn die Menschen, für die er schrieb? Junge Leute, dachte er sich, die von den Gestalten und Dingen seiner Welt im Innersten ergriffen und bewegt wurden. Wo blieben sie?

Seit zwei Jahren war Gregor Magnus berühmt, aber immer noch war es ihm, als sei eine Mauer aufgerichtet zwischen dem Dichter und seinem Volk.

Er stopfte die Zeitungen in seine Handtasche und sah sich erst jetzt in seinem Abteil um. Eine junge Dame sah ihm gegenüber! Das hatte er gar nicht bemerkt. Er machte eine höfliche Verbeugung, die zugleich hat, sein verzerrtes Benehmen zu entschuldigen.

Die junge Dame erügte nicht ungnädig, sah erst vor sich hin und dann zum Fenster hinaus. Es ist ein Unsinn, sagte er sich, so stumm einander gegenüber zu sitzen, wenn man sich vielleicht gut unterhalten könnte. Aber die hübsche Blonde wird in Verlegenheit geraten, sobald ich ein Gespräch eröffne. Man muß vorsichtig sein, wenn man allein reist, wird sie denken, und wenn ein Unbekannter einen anpricht, weiß man nie, was für Absichten er hat.

Gregor Magnus fand, daß die junge Dame eigentlich nicht so ausah, als sei sie von solchen Bedenklichkeiten erfüllt. Sie drehte ihr Gesicht von Zeit zu Zeit herüber, und ein großer Augenblick unter dem Rand des weißen Topfhutes traf ihn dann. War das nur Neugierde oder wartete sie auf ein Wort von ihm? Er war entschlossen, zu sprechen, sobald sich eine Gelegenheit bot.

Das stumme Sichaeenübersehen schien sie allmählich zu irritieren. Sie klappte ihre elegante Reisetasche auf und nahm ein Buch heraus. Es war ein eleganter Band mit dunkelgrünem Lederrücken. Solch ein geschmackvoller Gegenstand steht ihr wohl an, dachte Magnus und suchte den Titel des Buches auf dem Rückenschild abzulesen. Plötzlich erkannte er, daß es sein eigener Roman war: „Die Briefe der Marianne Nikolai“. Das Buch hatte ihn berühmt gemacht und erlebte immer neue Auflagen.

Seltam beunruhigt, geschmeichelt und doch das Entschwinden der Mälichkeit einer Gesprächsanknüpfung bedauernd, beobachtete er die Leserin. Sie las langsam, hielt das Buch wie etwas Kostbares in den Händen und wendete sorgfältig die Blätter um. Sie schien sehr gefesselt zu sein von dem, was sie las. Magnus glaubte ungeschicklich zu wissen, was auf den Blättern zu Beginn des letzten Buchdrucks stand. Das war gerade jene lyrisch gehaltene Partie, an deren Wirkung er damals sehr gezweifelt hatte, obwohl er darin sein Bestes gesagt hatte. Hier sah er nun, wie geneigt eine solche Leserin seinen Verzensergießungen war.

Er hielt es nicht mehr aus, stumm dazusitzen. Als er bemerkte, daß das Kapitel zu Ende war und die Leserin einen tiefen teilnahmsvollen Atemzug tat, bat er um die Erlaubnis, eine Zigarette rauchen zu dürfen. Eine andere Anknüpfung war ihm nicht eingefallen, aber es war gut so. Die Dame aab gerne die Erlaubnis und nahm sogar, als er seine Zigarettenbox anbot, eine der schwarzen russischen.

Er fand es lächerlich, daß er nun plötzlich so Knabenhaft erregt war, weil eine hübsche junge Dame in seinem Buche las. Gott,

das geschah doch tausende Male im Laufe des Jahres. Freilich, hier spielte sich die Sache vor seinen Augen ab. Nun war es wohl an ihm ein Gespräch über Literatur im allgemeinen und über Gregor Magnus im besonderen zu führen.

„Sie lesen ein Buch von Magnus, gnädiges Fräulein? Man hört sehr manchmal diesen Namen. Ist es etwas Besonderes?“

„Etwas Besonderes — vielleicht! Aber man muß so aufpassen, daß man merkt, was er meint. Und dann ist es so pessimistisch.“

„Pessimistisch? Warum denn? Ich wollte sagen: warum lesen Sie das Zeug? Etwas Lebensbejahendes würde Ihnen doch mehr Freude machen.“

„Sie schaute ihn etwas verwundert an, und er verwünschte seine Unbeholfenheit.“

„Ach,“ sagte sie lächelnd, „Optimisten sind langweilig. Wenn ich lese, will ich mich ein wenig gruseln vor dem Dasein.“

„Küßlich, mein Fräulein! Und dazu soll Ihnen Gregor Magnus verhelfen?“

„Ja. Mir scheint, er hat manches erlebt, um das man ihn beneiden könnte: Gefahren und Abenteuer...“

„So? Ich darf Ihnen verraten, daß ich ihn kenne. Wir sind Schulkameraden. Gregor Magnus war immer ein stiller Mensch, er hat das Zeug, das er schreibt, gar nicht selbst erlebt.“

„Ist es möglich? Und er sollte nicht älter sein, als Sie? Franziska hätte ich ihm mindestens zugetraut.“

„Ja, bei den Dichtern erlebt man meistens eine Enttäuschung. Sie sind in ihrem persönlichen Leben stets anders, als man sie sich nach ihren Werken vorstellt.“

„Sie blies den Rauch ihrer Zigarette behaglich von sich und sah ihn veranlagt an.“

„Eigentlich,“ sagte sie mit bedeutungsvollem Augenaufschlag, „eigentlich ist mir die Person des Romanschreibers gleichgültig. So gleichgültig wie der Mensch, der dies Buch eingebunden oder diese Zigarette gemacht hat. Ich kenne ihn ja nicht.“

Gregor Magnus war verblüfft und wußte nicht, was er sagen sollte. War das der Ruhm, an den er so gerne glaubte? Dieses hübsche Weib schob den Dichter Magnus beiseite, schien aber für seine Person ein unverhohlenen Interesse zu haben. Sie klappte das Buch zu, warf den Zigarettenrest zum Fenster hinaus, sah ihn an und tat einen tiefen Seufzer, der mit seiner lustigen Fronte den literarischen Gesprächsstoff von jetzt an unmöglich machte. Dann nahm sie ihren Hut ab mit einer feinen zierlichen Bewegung ihrer Hände, die er bewunderte, und nun sah er erst, wie hübsch ihre Augen waren, die der Hutrand vorher beschattet hatte.

Das Gespräch wurde nun leichter und freier. Sie sprachen von den Zielen ihrer Reise, von Stuttgart und München, und Magnus, der in Stuttgart Geschäfte bei seinem Verleger zu besorgen hatte, überlegte, ob er nicht weiter fahren solle bis München. Die angenehme Gesellschaft war wohl wert, daß er einen Tag opferte.

Sinter Stuttgart frühstückten sie im Speisewagen gemeinsam. Als sie wieder ungestört in ihrem Abteil saßen, war bereits die aufgeloderte Stimmung eines beginnenden frühlichen Abenteuers zwischen ihnen. Er erfuhr, daß sie ihren Bruder, der in München an der Kunstschule studierte, besuchen wollte; über seine Person und seinen Beruf drückte er sich in unbestimmter Weise aus. Sie lachte:

„Ach, ich kann es mir denken! Sie sind auch Maler oder so etwas. Ganz gewiß nicht Vertreter einer Hopfenfirma oder einer Brauerei!“

„Wer weiß es? Aber es gibt auch noch andere Branchen.“

Mar Dennig / Zwei Gedichte.

Wer von euch ist ohne Sünde.

Wenn selbstgerecht und stolz ich bin
Und Hochmut mich umgarnt,
Kommt oft ein Wort mir in den Sinn,
Das still und ernst mich warnt:
Wer von euch ist ohne Sünde,
Werfe den ersten Stein.

Ich strecke meine Hände hin,
Daß jeder sie umspannt,
Denn immer kommt mir in den Sinn
Das Wort, das leis mich mahnt:
Wer von euch ist ohne Sünde,
Werfe den ersten Stein.

Und schnell das Schwert, so spitz und scharf,
Aus meinen Händen sinkt,
Weil ich nicht Richter sein mehr darf.
Wenn dieses Wort erklingt:
Wer von euch ist ohne Sünde,
Werfe den ersten Stein.

Wir meinen wohl, Vergang'nes sei vergangen.

Wir meinen wohl, Vergang'nes sei vergangen
Und schlimme Tat vorbei, wenn sie verübt,
Wir stillen jedes sündige Verlangen
Und glauben nie, daß es uns Reue gibt.
Doch bitter stets dafür wir büßen müssen,
Denn böse Tat ist Saat, die langsam reift,

Oft ohne daß wir ahnen es und wissen,
Bis sie als läßes Didiat nach uns greift
Und uns ersticht in Dornen und in Ranken.
Was wir im Leben haben je erstrebt,
An einer Tat kann stehen es und franken,
Weil von Vergang'nem un're Zukunft lebt.